

SHEILA O'FLANAGAN
Bis das Glück mich findet



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Ihre strenge, frömmelnde Mutter hat sie zu einem unsicheren Mauerblümchen erzogen. Doch mit neunzehn Jahren gelingt es Dominique, aus dieser grauen Welt auszubrechen. Sie sorgt für einen Skandal, als sie von dem charmanten Bauarbeiter Brendan Delahaye schwanger wird und ihn heiratet. Doch ihr Mann steigt bald zum erfolgreichen Unternehmer auf, und aus der unscheinbaren Dominique wird ein Liebling der Klatschpresse, die bezaubernde »Domino«. Ohne das Ehepaar Delahaye ist kein Society-Event auszudenken – bis Brendans Firma bankrottgeht. Er macht sich heimlich davon und lässt seine Frau mit einem Scherbenhaufen zurück. Doch Dominique ist nicht mehr das Mauerblümchen von damals, und jetzt, wo ihre Welt auseinanderzubrechen droht, ist sie fest entschlossen, für ihr Glück zu kämpfen.

Weitere Informationen zu Sheila O'Flanagan
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Sheila O'Flanagan

Bis das Glück
mich findet

Roman

Aus dem Englischen
von Renate Reinhold

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Stand by Me« bei Headline Review, an Imprint of Headline Publishing Group.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2013
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Sheila O'Flanagan
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © Car Culture/Corbis; FinePic®, München;

Gettyimages/Laura Ciapponi

Redaktion: Ilse Wagner

MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47821-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz.



Vorwort

Dominique stand in dem kleinen Innenhofgarten und überlegte, wo genau sie das Dutzend bunter chinesischer Papierlaternen anbringen sollte, als es an der Haustür klingelte. Sie schaute auf ihre Armbanduhr, riss überrascht die Augen auf und spurtete dann durch die Hintertür ins Haus und weiter durch den engen Flur zum Eingang, während sie die Hände an ihrer schwarzen Jeans abwischte.

»Hallo.« Ein zierliches junges Mädchen, ein dunkelgrünes Käppi schief auf den ungebärdigen roten Locken, stand vor der Tür und schaute sie an, verhaltene Neugier im Blick, dann begann es zu lächeln. »Mizz Delahaye? Ich bin Lizzie Horgan. Ich komme vom Cateringservice.«

»Auf die Minute«, sagte Dominique. »Ich hatte gar nicht gemerkt, dass es schon so spät ist. Kommen Sie doch bitte mit nach hinten.« Sie führte das Mädchen durch das Haus in die kleine quadratische Küche, die sie am Vormittag blitzblank geputzt hatte. Durch die offene Terrassentür sah man hinaus auf das ummauerte Gärtchen, wo Dominique im Begriff gewesen war, ihre Lampions aufzuhängen.

»Tut mir leid«, sagte sie, als Lizzie sich mit unverhohlener Neugier umsah. »Ich weiß, es ist hier ein bisschen eng.«

»Ach, machen Sie sich keine Sorgen. So viel Zeug ist es gar nicht. Da haben wir schon ganz andere Feiern ausgerichtet als ...« Lizzie biss sich auf die Lippe, als sie merkte, dass Dominique es als Beleidigung auffassen könnte, wenn sie, Lizzie, a) ihre Party als klein und unwichtig abtat; oder b) sie für eine Kundin hielt, die keine blasse Ahnung von Einladungen in großem Stil hatte. Und nicht

zu vergessen c), nämlich, dass Ash, die Chefin der Cateringfirma, ihr sehr strikte Anweisungen erteilt hatte, wie sie Dominique Delahaye zu behandeln habe, Lizzie sich jedoch mit ihrer unüberlegten Bemerkung ganz und gar nicht an die Order ihrer Chefin hielt.

Diese Anweisungen, von Ash mit strenger Stimme erteilt, verpflichteten Lizzie zu möglichst professionellem Verhalten. Zu ultrahöflichem Benehmen. Sie solle einfach die ganzen Sachen abliefern und umgehend wieder verschwinden, hatte Ash ihr erklärt. Und sie dürfe unter keinen Umständen, darauf hatte Ash mit besonderer Strenge hingewiesen, ein persönliches Gespräch mit der Kundin anfangen oder irgendwelche Kommentare von sich geben, die man möglicherweise irgendwie auch nur im Entferntesten als anmaßend oder kritisch oder indiskret interpretieren könnte.

»Wir sind keine neugierigen Gaffer«, hatte Ash Lizzie ermahnt. »Wir stecken unsere Nase nicht in das Privatleben unserer Kunden. Ganz egal, wie wir vielleicht insgeheim über sie denken«, fügte sie hinzu.

»Ich werde so was von diskret sein«, versicherte Lizzie ihrer Chefin. »Aber du meine Güte, sie gibt eine Party! Sie muss also was zum Feiern haben. Ich habe nichts darüber gelesen oder gehört, Sie etwa? Weder über ihn noch über sie. Ich habe gelesen, dass sie sich ins Ausland abgesetzt und sich irgendwo mit ihm getroffen hat. Aber das ist anscheinend alles nur Quatsch. Also wieso macht sie dann jetzt so etwas? Ob es stimmt, was man so hört, dass sie einen Haufen Geld hat? Heißt das, dass sie jetzt plötzlich wieder zur Schickeria gehört? Oder ist es eher eine Abschiedsparty, weil sie ins Ausland geht?« Lizzie war vor Aufregung ganz zappelig.

»Das alles geht uns nichts an«, erwiderte Ash. »Es ist eine private Feier; darauf hat die Kundin sehr deutlich hingewiesen. Überdeutlich sogar, also versuche ja nicht, ihr irgendwelche Informationen aus der Nase zu ziehen. Wir kennen ihre derzeitige Situation nicht. Falls sie wirklich in diese Partyszene zurückkehrt, könnten wir vielleicht demnächst jede Menge Aufträge an Land ziehen, aber das klappt nicht, wenn du sie wegen irgendwas ver-

ärgerst. Alles hängt jetzt schlicht davon ab, dass wir unsere Arbeit gut machen und dabei so wenig Wirbel wie möglich veranstalten.«

Lizzie versicherte ihrer Chefin, sie werde ganz bestimmt diskret sein, diskreter geht's gar nicht, auch wenn sie insgeheim der Ansicht war, dass die coole, souveräne, kompetente Ash viel besser für diesen Auftrag geeignet wäre als sie selbst. Aber Ash musste an diesem Tag eine andere Veranstaltung organisieren und hatte keine Zeit für einen Auftrag, der im Grunde nur aus einer simplen Anlieferung bestand, wie berühmt (oder berüchtigt) die Kundin auch immer sein mochte.

Also verrichtete Lizzie schweigend ihren Job, ohne mit Dominique Delahaye Small Talk zu machen, und trug, möglichst schnell, möglichst diskret, die Boxen mit Gläsern, Speisen und Getränken von ihrem Lieferwagen in die Küche. Allerdings konnte sie es nicht lassen, ab und zu einen verstohlenen Blick auf die Frau zu werfen und sich zu fragen, ob überhaupt einer dieser Berichte über sie der Wahrheit entsprach. Wie Ash stets sagte, zeigten einem die Illustrierten und Zeitungen immer nur eine Seite der Geschichte; nämlich die, welche die meisten Leser anzog oder am besten zur Philosophie ihres Blattes passte.

In der Vergangenheit war in den Berichten über Dominique Delahaye meistens die Rede gewesen von ihrem glamourösen Lebensstil, ihrem gesellschaftlichen Status und ihrer Wohltätigkeitsarbeit. Doch damit war von einem Tag auf den anderen Schluss gewesen, und in den darauffolgenden Monaten hatte sich der Tenor der Artikel völlig verändert. Aber nun war es schon eine ganze Weile her, dass Lizzie in den Illustrierten überhaupt etwas über ihre neue Kundin gefunden hatte. Komisch, dachte Lizzie, während sie den Weinkühler, ein Leihgerät der Cateringfirma, einschaltete, wie *normal* diese Dominique Delahaye wirkt. Natürlich gab es keinen echten Grund, weshalb die Frau nicht normal wirken sollte. Doch wenn man alles, was man über sie wusste, den Berichten in den Zeitungen und im Fernsehen verdankte, neigte man allzu leicht dazu zu übersehen, dass sich dahinter ein Mensch aus Fleisch und Blut ver-

barg. Und deshalb musste sich Lizzie zwangsläufig fragen, wie diese Dominique eigentlich in Wirklichkeit war. Normal oder nicht, sie, Lizzie, würde es jedenfalls wohl kaum je erfahren.

Dominique war die Neugier in Lizzies Augen nicht entgangen. Sie ließ das junge Mädchen allein, damit es in Ruhe die Sachen aus dem Lieferwagen holen konnte, und ging nach oben in ihr Schlafzimmer, wo sie die Tür hinter sich zumachte, ehe sie sich auf die Kante des Doppelbettes sinken ließ. Sie zwang sich, tief und langsam durchzuatmen, und fasste sich dann mit den Fingerspitzen an die Nasenwurzel. Sie hatte sich ehrlich auf den heutigen Tag gefreut, auf die Aussicht, für jemanden, den sie gern hatte, etwas zu organisieren, das Spaß machte, wo es heiter und unbeschwert zugeht; sich gefreut, gute Freunde zu sich ins Haus einzuladen, alte und neue; doch nun war diese Hochstimmung mit einem Schlag verfliegen und ein banges Gefühl an seine Stelle getreten, und der Auslöser dafür war das allzu offenkundige Bestreben dieser munteren Cateringfrau, locker und unbefangen zu erscheinen.

Wird es irgendwann eine Zeit geben, dachte Dominique, in der die Leute mich nicht mehr so anschauen werden, wie es Lizzie Horgan eben getan hat? Mit diesem Blick, in dem sich gleichermaßen Teilnahme und Verachtung und unverhohlene Neugier spiegeln? Wird je der Tag kommen, an dem mich keiner nach der ersten Begegnung in eine Schublade steckt und verurteilt, und zwar nur aufgrund dessen, was er über mich gelesen oder gehört hat?

Wahrscheinlich nicht, musste sie sich eingestehen, während sie langsam ausatmete. Wahrscheinlich nicht, und das war eine Tatsache, mit der sie leben musste. Die sie akzeptieren musste. Die ich ja bereits akzeptiert habe, wie sie sich ins Gedächtnis rief, denn sonst würde ich heute wohl kaum eine Party geben. Es gab eine Zeit, da dachte ich, ich würde nie mehr bei einer Party dabei sein. Dominique erhob sich von dem Bett und streckte die Arme über den Kopf. Sie tat das Richtige. Und die Party würde ein voller Erfolg werden. Es wäre ein Anlass, nach vorn zu schauen, nicht zurück.

Und das betraf sowohl die Gastgeberin als auch die Gäste.

»Äh, Entschuldigung, Mizz Delahaye. Ich bin jetzt fertig.« Lizzies Stimme drang aus dem Erdgeschoss nach oben. »Das Essen ist im Kühlschrank verstaut, im Gefrierschrank sind ausreichend Eiswürfel, und die Weinflaschen liegen im Kühler. Ich habe die Gläser aus den Kartons genommen und auf den Küchentisch gestellt. Sie waren ja bereits gespült, aber ich bin schnell noch mal mit dem Poliertuch drübergegangen.«

Dominique holte noch einmal tief Luft und ging dann beschwingten Schrittes die Treppe hinunter. Das Mädchen stand in der Diele.

»Danke«, sagte Dominique, »das haben Sie hervorragend gemacht. Ich weiß das zu schätzen.«

Lizzie strahlte über das ganze Gesicht. Sie war ebenfalls der Meinung, dass sie ihre Sache hervorragend gemacht hatte, in Rekordzeit alles auszuladen und herzurichten und zu verstauen. Nichtsdestotrotz war es nett, von Dominique Delahaye gelobt zu werden, die, wie Lizzie gelesen hatte, einstmals als die glamouröseste Gastgeberin Irlands gefeiert worden war. Darling Domino, so war sie von den Medien genannt worden. Natürlich war das nun schon eine Weile her, ehe bei ihr alles dermaßen den Bach runtergegangen war und man plötzlich ganz andere Bezeichnungen für sie gefunden hatte. Auch konnte man sie inzwischen kaum mehr als glamourös bezeichnen, so, wie sie heute zurechtgemacht war, mit ihrem schlichten schwarzen T-Shirt und den schwarzen Jeans, das Haar zu einem nachlässigen Pferdeschwanz zurückgebunden, einen Rußfleck auf der Wange. Und dennoch, fand Lizzie, hatte diese Frau immer noch etwas an sich, das einen fesselte, ohne Frage.

»Ich hoffe, Sie haben einen fantastischen Abend«, sagte Lizzie. »Eine Einweihungsparty, nicht wahr?« Noch ehe sie den Satz zu Ende gesprochen hatte, wünschte sie, sie hätte den Mund gehalten. Ash würde an die Decke gehen, wenn sie wüsste, dass Lizzie der Frau eine persönliche Frage gestellt hatte. Aber es war ihr einfach herausgerutscht.

»Nein.« Dominique zögerte, aber dann schenkte sie Lizzie ein verhaltenes Lächeln. »Eigentlich ist es eine Scheidungsparty.«

»Oh.« Lizzie machte ein verdutztes Gesicht. »Ich wusste nicht ... nun, äh, also, wahrscheinlich sollte ich jetzt wohl gratulieren – wäre das angemessen, unter diesen Umständen?«

»Es handelt sich dabei nicht um meine Scheidung.« Diesmal war Dominiques Lächeln breiter, und ihre Stimme drückte Be-
lustigung aus.

»Oh, Entschuldigung«, sagte Lizzie rasch und dachte, dass die ältere Frau gleich viel weniger streng wirkte, wenn sie lächelte. Ja, sie war sogar fast schön zu nennen, wenn ihre dunkelbraunen Augen sanfter wurden und sich Grübchen in ihren Wangen zeigten. Eher so wie auf den Fotos von früher, ehrlich gesagt. Fast schon glamourös, eigentlich.

»Das ist schon okay. Ist ja auch verständlich.« Dominique klang immer noch amüsiert.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie nach Dublin gezogen sind.« Lizzie hatte das Gefühl, dass Dominiques Lächeln sie doch dazu ein-
lud, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, den Warnungen ihrer Chefin zum Trotz. »Ich hatte nicht einmal gedacht, dass Sie noch in Irland sind, ehrlich gesagt.«

»Ich bin nie aus Irland weggegangen«, erwiderte Dominique mit sanfter Stimme. »Auch wenn Sie vielleicht andere Dinge über mich gehört haben. Und ich stamme ja ursprünglich aus Dublin, deshalb war es wohl unumgänglich, dass ich eines Tages wieder hier lande.«

»Aber das Haus in Cork war doch so wunderschön.« Lizzie speicherte die Information über Dominiques Geburtsort in ihrem Gedächtnis ab. »Und die Aussicht von dort war so fantastisch. Ich erinnere mich an die Fotos in der Zeitschrift *Hello!*.«

»Diese Zeitschrift ist ein Fluch«, sagte Dominique mit kläglich-
cher Stimme, doch gleich darauf zauberte sie wieder ihr strahlen-
des Lächeln auf ihr Gesicht.

Gut, dass sie immer noch lächeln kann, dachte Lizzie. Auch wenn sie in letzter Zeit wahrscheinlich nichts zu lachen gehabt

hat. Und dann fragte sich Lizzie, ob die Zeitungsartikel, in denen von geheimen Treffen und luxuriösen diskreten Rückzugsorten auf den Malediven die Rede war, am Ende doch der Wahrheit entsprachen und ob ihre Kundin es sich deswegen leisten konnte, Partys zu geben und so strahlend zu lächeln. Nun rei dich mal zusammen, ermahnte sie sich. Das alles geht dich nichts an. Denk daran, was Ash gesagt hat. Keine indiskreten Fragen.

»Nun, dann wünsche ich Ihnen eine gelungene Scheidungsparty, für wen auch immer sie gedacht ist.« Trotz des strikten Frageverbots wollte Lizzie unbedingt irgendwie in Erfahrung bringen, ob Dominique bereits geschieden war.

»Danke«, erwiderte Dominique. »Wir werden uns bemühen. Und danke für das Essen und den Wein und das Eis und alles. Falls ich es je schaffe, für mich selbst eine Scheidungsparty auszurichten, werde ich mich garantiert an Sie wenden.«

Lizzie errötete. Dominique hatte gemerkt, auf welche Information Lizzie scharf gewesen war, und war freiwillig damit herausgerückt. Sie wirkt so souverän, dachte Lizzie. Aber auch irgendwie wachsam. Wahrscheinlich hat sie lernen müssen, so zu sein. Lizzie erinnerte sich, ein Foto von Dominique gesehen zu haben, aufgenommen auf ihrem Anwesen in Cork, und zwar mit einem Teleobjektiv, auf dem sie alles andere als souverän gewirkt hatte. Auf dem Foto sah man ganz deutlich, dass sie weinte. Der Kommentar ließ jedes Mitgefühl vermissen und sprach von Krokodilstränen.

Ich an ihrer Stelle hätte es nach der ganzen Geschichte niemals geschafft, wieder unter die Leute zu gehen, dachte Lizzie. Ich hätte mich wahrscheinlich zu Tode geschämt.

Dominique hingegen sah nicht so aus, als würde sie sich schämen. Ihre dunkelbraunen Augen erwiderten unverwandt Lizzies Blick und strahlten aus einem Gesicht, das, wenn auch etwas abgehrmt, immer noch attraktiv erschien, trotz der feinen Linien um die Augenwinkel und einer deutlich sichtbaren senkrechten Falte auf der Stirn. Lizzie fragte sich, ob das die Spuren waren, die die vergangenen Monate hinterlassen hatten.

Auf früheren Fotos, in den Zeitschriften und Klatschmagazinen, also vor der Zeit, als man ihr heimlich mit dem Tele auflauerete, war Dominique stets als die absolute Strahlefrau erschienen. Aber natürlich wurde diese Art von Fotos immer retuschiert, das war ja kein Geheimnis. Trotzdem, und da war sich Lizzie sicher, noch vor ein paar Jahren hätte sich Dominique öffentlich nie so gezeigt, wie sie sich jetzt ihr präsentierte, auch wenn sie nur den Cateringservice erwartet hätte! Es wäre völlig undenkbar gewesen. Trotzdem hatte diese Frau etwas Faszinierendes an sich. Etwas Sympathisches, das nicht nur mit ihrem leicht kantigen Gesicht zu tun hatte und diesen riesigen, strahlenden braunen Augen.

Der Domino-Effekt. So hatte die Überschrift eines der vielen Zeitungsberichte über sie gelautet. Aber natürlich hatte man das damals nur geschrieben, weil sie die Frau eines einflussreichen Geschäftsmannes war, der seiner Gattin Dominique diesen Kosenamen gegeben hatte. Niemand ahnte zum Zeitpunkt des Erscheinens, welche Wirkung dieser Artikel haben würde, zu dem ein Foto von Dominique gehörte, wie sie auf einer Küchenarbeitsfläche aus Marmor saß und an ihrem Champagnerglas nippte.

Selbst diejenigen, die den Artikel damals nicht gelesen hatten, kannten kurz darauf ihren Namen. Sie war, unabhängig von ihrem Mann, ein Promi geworden, eine Society-Lady, die sich vor Einladungen kaum mehr retten konnte und die jeder Veranstaltung Glamour verlieh. Eine Unzahl von Frauen eiferte ihr nach.

Wie es wohl ist, sinnierte Lizzie, wenn man alles gehabt und alles wieder verloren hat? Wenn man es bis ganz nach oben geschafft hat und dann von einem Tag auf den anderen ins Bodenlose stürzt? Wie es wohl ist, wenn man weiß, dass die Leute über einen herziehen und sich fragen, ob jedes Wort gelogen ist und ob man die ganze Zeit genau Bescheid gewusst oder gar seine Finger mit im Spiel gehabt hat?

Lizzie lief ein Schauer über den Rücken. Immer wenn sie in der Vergangenheit etwas über Dominique Delahaye gelesen hatte, hatte sie die Frau glühend beneidet. Sie war neidisch gewesen auf ihr

Äußeres und ihren Lebensstil und vor allem auf ihren attraktiven, erfolgreichen Ehemann. Alle hatten Dominique geliebt. Alle hatten ihn geliebt. Sie galten als das Traumpaar schlechthin.

Damals, natürlich. Heutzutage nannte keiner sie mehr so. Trotzdem waren die beiden im vergangenen Jahr in den Medien präsenter gewesen als je zuvor. Lizzie kannte die meisten der Artikel und konnte daher gut mitreden, wenn es um den Austausch von Klatschgeschichten ging.

Die Delahayes waren ein Paar, über das es sich zu reden lohnte.

Kapitel 1

Er war der Erste gewesen, der sie Domino nannte.

Bis dahin hatte man sie immer nur Dominique gerufen. Daheim in ihrem Elternhaus lehnte ihre Mutter es strikt ab, eine Abkürzung ihres Namens oder einen Kosenamen zu verwenden. Für Evelyn war es einfach unbegreiflich, wieso manche Eltern sich die Mühe machten, einen hübschen Namen für ihr Kind auszusuchen, nur um ihn dann später zu verstümmeln. Sie selbst hatte nie auf Eve oder Evie gehört, sondern stets darauf bestanden, Evelyn genannt zu werden. Beziehungsweise später Mrs Brady, selbstverständlich. Sie zog im Umgang mit Leuten, die sie nicht sehr gut kannte, generell diese Anrede vor. Sie schätzte es nämlich gar nicht, wenn Fremde ihr allzu vertraulich begegneten. Wie etwa neulich diese junge Frau in der Bank, die sich erdreistet hatte, Evelyn zu ihr zu sagen, als ob sie die besten Freundinnen wären, obwohl doch ihr Umgang sich darauf beschränkte, dass sie als Bankangestellte Evelyn am Schalter bediente. Das Wort Respekt geriet in der heutigen Welt immer mehr zu einem Fremdwort, fand Evelyn, und die Menschen heutzutage zeigten viel weniger Achtung als noch zu der Zeit, in der sie selbst jung gewesen war. Wenn man sie, Evelyn, fragen würde, so war das bestimmt nichts Gutes, und es wurde gewiss auch dadurch nicht besser, dass Eltern ihren Kindern dauernd diese Kosenamen gaben.

Also hieß es immer nur Dominique, obwohl Evelyn selbst den Namen so aussprach, dass es wie die männliche Version klang – Dominik. Während ihrer Schwangerschaft war Evelyn überzeugt gewesen, dass sie einen zweiten Jungen erwartete, und hatte bereits einen entsprechenden Namen für ihn ausgesucht. Als es dann

ein Mädchen wurde, war sie zunächst ziemlich perplex, doch sie hatte dem heiligen Dominik versprochen, dass sie ihr Kind nach ihm nennen würde, und was sie einmal versprochen hatte, das hielt sie auch.

Evelyn betete, ihre Tochter möge gesegnet sein mit Anstand und Ehrgefühl, Eigenschaften, die man diesem Heiligen nachsagte, desgleichen mit seinem Hang zur Nächstenliebe. Evelyn selbst engagierte sich sehr für wohltätige Zwecke und hatte sich eingereiht in das Heer freiwilliger Helferinnen, die die Gemeindekirche putzten und polierten, bis sich der Geruch nach Bienenwachs-Möbelpolitur mit dem Duft der allwöchentlich erneuerten Blumenarrangements vermischte und die Kirchenbänke in dem Licht, das durch die Buntglasfenster ins Innere fiel, schimmerten und glänzten. An dem Tag, an dem sie mit Dominique aus der Entbindungsklinik nach Hause kam, hing Evelyn an der Wand über dem Stubenwagen ein Bild des Heiligen auf, der in einer Hand die Bibel, in der anderen eine Lilie hielt, und bat ihn, ihr Kind zu segnen und das kleine Mädchen auf den Pfad der Tugend zu führen. Als das kleine Mädchen jedoch größer wurde und nicht mehr in den Stubenwagen passte, sondern in einem Bett schlief, bat es seine Mutter inständig, das Bild zu entfernen mit der Begründung, es mache ihm Angst; Evelyn jedoch tat dieses Ansinnen als Unfug ab und erklärte ihrer Tochter, dass der heilige Dominik dort an der Wand hing, um auf sie aufzupassen, und zwar ihr Leben lang. Erst als Dominique in die Pubertät kam, wagte sie es endlich, das Bild abzunehmen. Sie ersetzte es durch ein großes Poster von Sting, für den sie schwärmte und dessen Texte, wie sie ihrem Bruder Gabriel erzählte, ihr sehr viel mehr bedeuteten als all diese Gebete. Sie hingte auch Poster von Simon Le Bon und Annie Lennox in ihrem Zimmer auf. Bei ihrem Anblick schürzte Evelyn missbilligend die Lippen, musste jedoch bald einsehen, dass bei ihrer Tochter alles Reden reine Zeitverschwendung war.

In der Schule versuchte Dominique, ihren Namen zu Nikki abzukürzen, aber irgendwie hatte sie damit bei ihren Schulfreun-

dinnen keinen rechten Erfolg. In der Holy Trinity School of Girls, Dominiques katholischer Mädchenschule, gab es bereits zwei Nikkis, und beide waren sie hinreißend und umwerfend, und deshalb musste auch sie zwangsläufig hinreißend und umwerfend sein, um als Nikki durchgehen zu können. Leider besaß Dominique weder die glänzende blonde Mähne und die babyblauen Augen von Nikki McAteer noch das kräftige, dicht gelockte, kastanienbraune Haar und den makellosen Teint von Nikki Dunne, und deshalb blieb es bei Dominique, beziehungsweise Dommy, wie sie bisweilen auch gerufen wurde. Ein Spitzname, den sie aus tiefster Seele hasste, weil er so gar nicht die Vorstellung von dem Mädchentyp wachrief, der sie sein wollte. Was sie anstrebte, war der Typ eines Mädchens, das vielleicht nicht ganz so oberflächlich wie jene Mitschülerinnen ganz oben auf der Beliebtheitskala war (deren Interessen ausschließlich Klamotten, Kosmetik und Jungs galten), aber das auf jeden Fall hübsch war, mit dem man gern Umgang hatte und das zu Partys und anderen gesellschaftlichen Highlights eingeladen wurde, und zwar ganz selbstverständlich.

Doch von seinen Mitschülerinnen gemocht zu werden war schwierig, fand Dominique, wenn man mit Eltern wie Seamus und Evelyn geschlagen war; und es war auch alles andere als einfach, das Beste aus ihrem an sich passablen Knochenbau und ihrer schlanken Figur zu machen, wenn ihr porzellanblasser Teint zu Pickeln und roten Flecken neigte und ihr fast schwarzes, schulterlanges Haar einfach nur langweilig und glatt herunterhing. Zu allem Unglück, wie Dominique meinte, musste sie, weil sie kurzsichtig war, auch noch eine Brille tragen, und obgleich ihr der Optiker versicherte, die rechteckige Schildpattfassung (die einzige, die sie sich leisten konnte) sehe wirklich fantastisch an ihr aus, wusste sie doch genau, dass sie nicht wirklich ihrem Gesicht schmeichelte.

Dominique hätte alles gegeben für einen Rich-Girl-Look und jene Aura der Selbstsicherheit, die es ihr gestattet hätte, in die Liga der Stars ihrer jeweiligen Klasse aufzusteigen. Aber nur eine Handvoll Auserwählter konnte den beiden Nikkis das Wasser rei-

chen oder Cara Bond oder gar der Bienenkönigin höchstpersönlich – Emma Walsh, die in regelmäßigen Abständen und mit einer unnachahmlichen Lässigkeit ihre kastanienbraune Mähne nach hinten warf, eine Geste, mit der sie es schaffte, ohne jede Anstrengung ihre Überlegenheit über jedes andere Mädchen in der Klasse zu demonstrieren.

In ihrem fünften Jahr an der Oberschule zeichnete sich für Dominique ein Umschwung ab. Die Veränderung trat weder durch das plötzliche Verschwinden ihrer Flecken und Pickel ein (sie waren so hartnäckig wie eh und je) noch durch ein neues Haarpflegeprodukt, das ihr über Nacht eine wilde Lockenpracht beschert hätte (ihre Schnittlauchmähne widersetzte sich standhaft allen Maßnahmen, sich zu locken), sondern durch die Tatsache, dass sie unerwartet ins Rampenlicht gestoßen wurde, und zwar als Judas in der Schulaufführung von *Jesus Christ Superstar*. Am Morgen der Aufführung nämlich hatte Nikki Dunne wegen einer akuten Blinddarmentzündung in aller Eile ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen, woraufhin man sich an ihre zweite Besetzung, sprich Dominique, wandte und ihr mitteilte, sie müsse kurzfristig einspringen. Als sie dies erfuhr, war es Dominique fast schlecht geworden. Es war eine Sache, bei den Proben zu singen, doch eine ganz andere, tatsächlich vor ein Publikum zu treten und dort ihrer Rolle entsprechend zu singen. Wäre das Stück wie geplant aufgeführt worden, hätte Dominique überhaupt nicht zu singen brauchen. Ursprünglich hatte man sie nämlich als Ticketverkäuferin eingeteilt.

»Ach, mach dir mal keine Sorgen«, sagte Maeve Mulligan, ihre beste Freundin, während sie gemeinsam hinter der Bühne saßen. »Du spielst schließlich den Judas. Du bist ein ganz gemeiner Schurke. Falls du mal einen falschen Ton erwischst, spielt das überhaupt keine Rolle. Die Leute erwarten das ja geradezu von dir.«

»Ja schon, aber sie wissen auch, dass ich normalerweise nicht dort oben stehen würde.« Vor Nervosität klapperten Dominique die Zähne. »Und Cara und Emma werden mich fürchterlich auslachen.«

»Bestimmt nicht«, erwiderte Maeve. »So schlimm sind die beiden gar nicht. Außerdem wollen sie doch auch, dass die Aufführung ein Erfolg wird. Sie werden dir helfen.«

»Jemand anders hätte die zweite Besetzung übernehmen sollen.« Dominique drückte an einem Pickel an ihrem Kinn herum. »Du weißt doch, dass sie mich nur ausgewählt haben, weil sie Mädchen wie uns auch irgendwie an der Aufführung beteiligen wollen.«

Maeve nickte. Sie wusste, was ihre Freundin meinte. Die Mädchen mit dem makellosen Teint und dem seidig schimmernden Haar waren es, die stets für die Schulaufführungen auserwählt wurden. Jeder wusste das. Die anderen, die noch immer schüchtern oder pickelig oder unbeholfen waren, bekamen unweigerlich solche Aufgaben zugewiesen wie das Zusammenbauen der Kulissen oder den Ticketverkauf, obwohl auch sie ihre Rollen als zweite Besetzung hatten lernen müssen. Die meisten dieser Mädchen fügten sich den Tatsachen und akzeptierten, dass das Ganze nur dazu diente, ihnen ein besseres Gefühl zu geben und ihr Ego ein bisschen aufzuplustern. Und dass man eigentlich nicht von ihnen erwartete, vor einem richtigen Publikum aufzutreten.

»Mann, du kriegst das schon hin«, redete Maeve ihr aufmunternd zu. »Und deine Stimme ist übrigens gar nicht mal so schlecht.«

»Aber kein Vergleich zu der von Nikki.«

»Wir werden dich alle anfeuern«, versicherte Maeve ihr. »Meine Mutter hat versprochen, wie verrückt zu applaudieren, sobald du nur den Mund aufmachst.«

Dominique lächelte ein wenig gequält. »Tja, meine wird das bestimmt nicht tun. Ich bin mir nicht ganz sicher, was sie davon hält, dass ich ausgerechnet diese Rolle spiele. Judas Ischariot gehört ganz bestimmt nicht zu ihren Lieblingsheiligen.« Dominique drückte erneut an dem Pickel herum, und diesmal fing er sogar zu bluten an. »So ein Mist«, schimpfte sie. »Ich will schließlich keine Blutlache auf der Bühne hinterlassen.«

»Wenn du nicht dauernd daran herumdrücken würdest, würden sie von selber wieder vergehen«, bemerkte Maeve.

»Wenn ich nicht dauernd daran herumdrücken würde, würden es jeden Tag mehr werden«, widersprach Dominique. »Ich muss immer ganz dick Make-up auftragen, um sie wenigstens ein bisschen zu überdecken.«

Maeve grinste. »Vielleicht haben sie dir die zweite Besetzung gegeben, gerade weil du so viele Pickel hast. Da Judas wahrscheinlich ein bisschen fies ausgesehen hat, so mit Eiterpusteln und so, im Gegensatz zu Jesus, der irgendwie süß ist.«

»Hast du ein Glück, dass du meine Freundin bist«, sagte Dominique verbittert. »Sonst hätte ich dir für diesen Spruch eine gescheuert. Auch wenn du womöglich recht hast.«

Als der Vorhang langsam aufging, hatte Dominique das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen, doch auch wenn ihre Stimme, wie sie selbst merkte, anfangs noch sehr zitterig war, gewann sie an Selbstvertrauen, als sie immer mehr den Eindruck hatte, dass sie ihre Rolle tatsächlich beherrschte. Und als die Aufführung sich dem Ende zuneigte, wurde ihr bewusst, dass sie das Spielen auf der Bühne tatsächlich genoss und es bedauerte, als der Vorhang schließlich fiel.

Als tosender Applaus den Saal erfüllte, empfand sie ein Gefühl sowohl der Befriedigung als auch des Stolzes. Es fühlte sich gut an, einmal im Mittelpunkt zu stehen und von den Leuten beachtet zu werden. Sie stand zwischen Emma und Cara vorn auf der Bühne, die drei Mädchen fassten sich an den Händen und verbeugten sich, während die Zuschauer begeistert Beifall klatschten. Dominiques Stolz wurde sogar noch größer, als Miss Prescott sie aus der Gruppe heraushob und ihr ein besonderes Lob aussprach, weil sie so kurzfristig für Nikki Dunne eingesprungen war und ihre Sache ganz ausgezeichnet gemacht hatte.

»Sie hat recht«, flüsterte Emma Walsh, während sich alle Darsteller ein letztes Mal verbeugten. »Du warst wirklich große Klasse, Dominique.«

»Danke.« Dominique strahlte. Emma hatte sich während der ganzen Vorstellung ihr gegenüber sehr hilfreich verhalten, und in Dominique regte sich der Gedanke, dass das andere Mädchen vielleicht doch nicht so hochnäsiger war, wie sie ursprünglich gedacht hatte.

»Wer ist der Typ neben deiner Mutter?«, fragte Emma.

»Mein Dad natürlich«, erwiderte Dominique automatisch, wobei sie ihn gar nicht richtig sehen konnte, weil sie ohne ihre Brille blind wie ein Maulwurf war.

»Das kann unmöglich dein Dad sein«, widersprach Emma.
»Der ist viel zu jung.«

»Ach, der.« Dominique kniff die Augen zusammen. »Das ist Gabriel. Mein älterer Bruder.«

»Das glaub ich nicht«, erwiderte Emma. »Tatsächlich?«

»Ja.«

Dominique wusste, warum Emma so verblüfft war. Während sie, Dominique, in der Familie die Gene mitbekommen hatte, die für ein eher durchschnittliches Äußeres sorgten, sah Gabriel so unverschämt gut aus, dass es fast wehtat. Außerdem war er drei Jahre älter als sie und viel größer. Er hatte ein männlich-markantes Gesicht mit nachdenklichen Zügen, und der dunkle Schatten an seinem Kinn zeugte von seinem starken Bartwuchs. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen einzigen Pickel gehabt. Seine Augen waren dunkelbraun wie die von Dominique, allerdings wurden sie weder durch einen Pony noch durch eine Brille verdeckt. Wenn sie so gut aussehen würde wie Gabriel, könnte sie problemlos eine Nikki sein, fand Dominique. Ohne Frage.

Nachdem sie sich ihres Kostüms entledigt hatte und wieder in ihre Jeans und ihren Pullover geschlüpft war, ging sie in den Saal, um ihre Familie zu suchen. Als sie schließlich entdeckt hatte und zu ihnen gehen wollte, gesellte sich Emma an ihre Seite.

»Stell mich deiner Familie vor«, sagte sie zu Dominique.

»Freut mich, dich kennenzulernen. Ich darf doch noch Du sagen, nicht wahr?« Dominiques Vater, Seamus, gab Emma die Hand. »Du warst eine hervorragende Maria Magdalena.«

»Danke«, erwiderte Emma. »Im Grund ist sie ja eine tragische Figur, finde ich.«

»Ich habe nie sonderlich viel für sie übriggehabt.« Evelyn rümpfte die Nase. »Aber wir sind alle Kinder Gottes.«

»Sogar Judas Ischariot«, sagte Gabriel mit Wärme in der Stimme. »Du warst ebenfalls sehr gut, Dominique.«

»Oh, danke.«

Emma wandte sich an Gabriel. »Du hättest ebenfalls einen großartigen Judas abgegeben«, bemerkte sie. »So dunkel und geheimnisvoll.«

Gabriel schmunzelte, und Dominique lachte laut auf. »Für diese Rolle hat er nicht die richtige Einstellung«, erklärte sie Emma, die offenbar Gefallen an ihrem großen Bruder fand, wie sie zu ihrer Belustigung plötzlich erkannte. Sie schaute Emma voller Häme an, verzückt von der Idee, dass der Superstar ihrer Klasse sich für ihren umwerfenden, aber unerreichbaren Bruder interessierte. »Er will nämlich Priester werden.«

»Nein!« Emma riss die Augen auf. »Das ist nicht wahr, oder?«

»Es stimmt«, gab Gabriel zu. »Das ist meine Berufung.«

»Ihr nehmt mich doch auf den Arm, oder?« Emma konnte es nicht glauben.

»Er wird ein ganz wunderbarer Priester werden«, mischte Evelyn sich ein. »Wir sind ja so stolz auf ihn, nicht wahr, Dominique?«

»Absolut«, sagte seine Schwester, wobei der Klang ihrer Stimme ihre Worte Lügen strafte. »Er ist unser ganz persönlicher Superstar.«

»Gott, was für eine Vergeudung!«, sagte Emma, als sie in der darauffolgenden Woche wieder in ihrem Klassenzimmer saßen. »Ich meine, ich fasse es einfach nicht, dass du so einen verboten gut aussehenden Bruder hast, Dominique Brady. Und dass ich ihn noch nie zuvor gesehen habe. Und dass der Kerl Priester werden will! Wird er es denn wirklich durchziehen, was meinst du? Was für ein Verlust für die gesamte weibliche Menschheit.«

Dominique zuckte die Schultern. »Er wollte immer schon Priester werden«, erklärte sie Emma und den anderen Mitschülerinnen, die sich um sie geschart hatten. »Schon als kleiner Junge. Die anderen Jungs spielten Cowboy und Indianer und so Zeug. Er spielte eben Pfarrer, tat so, als würde er die Messe lesen. Er sagt, er hat eine Vision gehabt.«

»Was denn für eine Vision?«, fragte Tanya Johnson atemlos.

»Na, von Gott eben«, erwiderte Dominique achselzuckend. »Er hat uns erzählt, einmal nachts ist Gott in sein Zimmer gekommen und hat zu ihm gesagt, er hätte einen Auftrag für ihn und er solle für ihn arbeiten oder so ähnlich.«

»Glaubst du ihm das denn nicht?«, fragte Natasha Howard.

»Spinnst du?« Dominique bedachte sie mit einem vernichtenden Blick. »Gott spaziert nicht nachts in die Schlafzimmer von Leuten. So was behaupten nur die Pfarrer. Gabriel will Priester werden, weil meine Mutter ihn einer Gehirnwäsche unterzogen hat, als er klein war. Sie hat ihn Ministrant werden lassen und ihm eingetrichtert, er wäre was Besonderes und alles. Das ist er aber nicht.«

»Er ist absolut himmlisch«, seufzte Emma schwärmerisch. »Ich frage mich, ob ich ihn davon überzeugen könnte, dass seine Talente ganz woanders liegen.«

»Du wärst nicht die Erste, die das probiert«, entgegnete Dominique. »Aber du wärst ganz bestimmt die Erste, die damit Erfolg hätte.«

Dominique hatte gehofft, dass sie, nachdem sie die Rolle des Judas so bravourös gemeistert hatte, in der Beliebtheitsskala ihrer Klasse nach oben rücken würde, doch der eigentliche Grund für ihre in der Tat gestiegene Popularität war Gabriel. Mädchen, die zuvor kaum ein Wort mit ihr geredet hatten, gingen nun auf sie zu und fragten sie über ihren Bruder aus, erkundigten sich, wann man ihn wohl am besten daheim antreffen könnte, oder gewöhnten es sich an, einfach auf gut Glück bei ihr zu Hause vorbeizuschauen

in der Hoffnung, ihm zu begegnen. Evelyn reagierte überrascht und nicht immer erfreut über die neuen Freundinnen ihrer Tochter. Besonders misstrauisch war sie, wenn Emma Walsh aufkreuzte, mit dick getuschten Wimpern, schimmerndem pinkfarbenem Lipgloss auf den Lippen und weit ausgeschnittenen Oberteilen. Evelyn war der Ansicht, dass Emma ein schlechter Umgang für ihre Tochter war, die nun auffallend oft vor dem Spiegel stand und sich kritisch beäugte und schließlich selbst anfang, Wimperntusche und Lipgloss zu benutzen. Evelyn war strikt dagegen, dass Dominique der Eitelkeit frönte wie so viele Mädchen ihres Alters. Unbesorgt hingegen war sie, was den Einfluss von Emma auf ihren Sohn betraf. Sie wusste, kein Mädchen auf der Welt würde es schaffen, Gabriel von seinem selbst gewählten Pfad der Tugend abzubringen.

Ungeachtet Evelyns fester Überzeugung wurde die Aufgabe, Gabriel vom Priestertum zu erretten, für die Mädchen in Dominiques Klasse zu einer regelrechten Mission, und sie machten sich mit Feuereifer an die Arbeit. Sie wollten ihn geistig umpolen, ehe er seine Ausbildung im Priesterseminar begann, denn Gabriel hatte sich entschlossen, vorher noch eine Zeit lang das College zu besuchen, ehe er sich ausschließlich theologischen Studien und seiner Berufung widmen wollte. Deshalb blieb den Mädchen genau ein Jahr Zeit, und sie waren bereit, alles zu versuchen, und wetteiferten untereinander, welcher von ihnen es schließlich gelingen würde, Gabriels Leben in andere Bahnen zu lenken. Dominique fragte sich besorgt, wie es um ihre neu gewonnene Beliebtheit bestellt sein würde, wenn Gabriel nach Ablauf dieses Jahres endgültig seine Ausbildung zum Priester antrat. Besonders interessierte es sie, ob Emma weiterhin zu ihr nach Hause kommen würde. Sehr zu ihrer eigenen Überraschung hatte sie nämlich angefangen, Emma zu mögen, auch wenn sie fand, dass diese sich ziemlich bescheuert aufführte im Hinblick auf Gabriel. Zu ihrem Erstaunen war ihre neue Freundin recht großzügig und geizte weder mit wertvollen Schminktipp noch mit generellen Vorschlägen, wie

man Dominique's Erscheinung insgesamt auf Vordermann bringen könnte, wie Emma es ausdrückte, auch wenn Dominique sich insgeheim eingestehen musste, dass sie kobaltblaue Wimperntusche und Goldglitter auf den Wangen für sich selbst als zu gewagt empfand. Nicht dass Emmas Flirtversuche, trotz farbiger Wimperntusche und Glitter, irgendeine Wirkung auf ihren Bruder gehabt hätten.

»Es ist genau wie in *Die Dornenvögel*«, sagte Cara Bond eines Tages im Klassenzimmer. »Er sollte seinem Herzen folgen und nicht seinem Verstand.«

»O ja«, pflichtete Lisa-Anne Downey ihr bei. »Er muss das tun, was gut und richtig für ihn ist.«

»Es ist sein Herzenswunsch, Priester zu werden«, erklärte Dominique. »Weiß der Geier, was in seinem Hirn vorgeht. Nichts, wahrscheinlich.«

»Oh, Dominique, du tust ihm unrecht!«, protestierte Emma, die am vergangenen Abend zu ihr nach Hause gekommen war, angeblich um mit ihr und Maeve an dem Referat weiterzuarbeiten, das die drei Mädchen gemeinsam für den Erdkundeunterricht erstellen mussten. Letzten Endes jedoch war Dominique die Einzige, die für das Referat recherchierte, während Maeve an einer Skizze herumkritzelte und Emma die Zeit nutzte, mit ihren (lilafarbenen) Wimpern zu klimpern, um Gabriel zu betören, der jedoch in sein Philosophiebuch vertieft war und sie im Großen und Ganzen ignorierte. »Was kann er denn dafür, dass er vollkommen ist?«

Dominique schnaubte verächtlich. Es machte ihr nicht das Geringste aus zuzugeben, dass Gabriel ein blendend aussehender Kerl war, doch diese angebliche Vollkommenheit von ihm nervte sie fürchterlich; dauernd bekam sie von Evelyn und Seamus zu hören, sie solle sich ein Beispiel an ihrem Bruder nehmen, ein Satz, der sie die Wände hochtrieb. Insgeheim konnte sie es gar nicht mehr erwarten, bis er endlich von zu Hause ausziehen und in dieses Priesterseminar gehen und aus ihrem Leben verschwin-

den würde, damit diese Bürde, so wunderbar sein zu müssen wie er, nicht mehr so schwer auf ihr lastete.

Emma Walsh hingegen gefiel es gar nicht, dass Gabriel fortgehen würde. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit verwickelte sie ihn in ein Gespräch über Gott und die Kirche, das er natürlich sehr ernst nahm, sodass Dominique Mühe hatte, sich das Lachen zu verbeißen. Maeve, die einzige ihrer Freundinnen, die nicht in Gabriel verschossen war (sie kannte ihn schon seit der Sandkastenzeit und fand, genau wie Dominique, dass er zu schön war, um wahr zu sein), ärgerte es manchmal, dass Emma die ganze Zeit bei Dominique herumhockte. Doch insgesamt waren sich die beiden Mädchen darin einig, dass Emma eigentlich ganz okay war und man mit ihr durchaus etwas anfangen konnte, wenn sie nicht gerade ihre Locken zurückwarf und Gabriel anhimmelte. Außerdem würde es ihr guttun, fand Maeve, zu erleben, dass nicht jedes männliche Wesen auf Erden mit ständig andersfarbiger Wimperntusche und dem ausgiebigen Gebrauch von Lipgloss bezirzt werden konnte (auch wenn beide Freundinnen sich insgeheim wünschten, dass Wimperntusche und Lipgloss bei ihnen den gleichen wunderbaren Effekt erzielen würden, wie das bei Emma so unübersehbar der Fall war; Letztere war nämlich, trotz ihres Misserfolgs bei Gabriel, weiterhin das Mädchen, um das sich alle Jungs ihres Jahrgangs rissen).

Kurz nachdem Dominique die Schule abgeschlossen hatte, reiste Gabriel nach Spanien, um am Royal English College in Valladolid seine Priesterausbildung zu beginnen. Zu diesem Zeitpunkt war Emma Walsh die einzige von Dominiques Schulfreundinnen, die nach wie vor verknallt in ihn war – alle anderen aus der Clique hatten ihn als hoffnungslosen Fall abgeschrieben und es aufgegeben, ihn bekehren zu wollen. Dominique beschlich das ungute Gefühl, dass es nun bald aus und vorbei sein würde mit ihrer Beliebtheit, derer sie sich in den vergangenen Monaten hatte erfreuen dürfen, als ihr Bruder als der heißeste Typ der Stadt gehandelt wurde.

Bis zu Gabriels Abreise verkehrte Emma weiterhin im Haus der Bradys. Wie groß war ihr Entzücken, als Evelyn sie (trotz einiger Vorbehalte, weil das Walsh-Mädchen zu stark geschminkt und zu spärlich bekleidet war) zu Gabriels Abschiedsfeier einlud. Sie fand zu Hause bei den Bradys statt, nichts Lautes, im kleinen Kreis, nur die Familie, ein paar Nachbarn und der Gemeindepfarrer. Evelyn machte ein ziemliches Aufheben, lief geschäftig hin und her und versorgte ihre Gäste mit Tee und Sandwichs, während Gabriel zwar erfreut, doch gleichzeitig auch ein wenig verlegen wirkte wegen all der Aufmerksamkeit, die ihm da zuteilwurde.

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass er tatsächlich fortgeht«, sagte Emma niedergeschlagen. »Ich meine, wer wird heutzutage noch Priester? Wer würde so etwas wollen?«

Dominique schaute hinüber zu ihrem Bruder, der in einer Ecke des Wohnzimmers stand und sich mit dem Pfarrer unterhielt. »Er hatte immer schon einen Hang zum Spirituellen«, bemerkte sie. »Zugegeben, meine Mutter hat ihn beeinflusst, aber er scheint tatsächlich irgend so eine innere Überzeugung zu haben, dass er dazu berufen ist, den Menschen zu helfen.«

»Mir hilft er damit nicht«, sagte Emma mit düsterer Stimme, und Dominique musste lachen.

Dann stand Evelyn auf und hielt eine kurze Rede, in der sie betonte, wie stolz sie auf ihren Sohn sei, und anschließend erhob sich auch Gabriel und sprach von der großen Gnade, die Gott ihm zuteilwerden lasse, und darüber, wie sehr er hoffe, dass er sich derer würdig erweisen werde. Dominique unterdessen fragte sich, ob sie es jemals im Leben schaffen würde, ihre Eltern wenigstens halb so stolz zu machen, wie sie jetzt auf ihren älteren Bruder waren.

Wider eigenes Erwarten schnitt Dominique bei ihren Abschlussprüfungen recht gut ab. Ihre Eltern gratulierten ihr zwar, doch da der Brief mit den Prüfungsergebnissen zeitlich mit Gabriels Abreise nach Valladolid zusammenfiel, ging Dominiques Leistung in dem ganzen Trubel irgendwie unter. Das gute Ergebnis machte

sowieso keinen allzu großen Unterschied für sie, denn es gab keine Lehrstellen und Jobangebote. Nicht einmal in den Geschäften und Betrieben im Ort, von denen allzu viele wegen der schlechten Wirtschaftslage ums Überleben kämpften. Der einzige Betrieb, der Aushilfskräfte suchte, war das Pub, doch beide, Evelyn und Seamus, beharrten auf ihrem Standpunkt, dass eine Bar als Arbeitsplatz für ihre Tochter niemals infrage käme.

»Es ist schmutzig dort und stinkt nach Alkohol«, behauptete Evelyn, auch wenn sie noch nie den Fuß in den Gastraum des Pubs gesetzt hatte, das in der Gegend wegen der guten Qualität des sonntagmittäglichen Bratenbütetts sehr beliebt war. »Und es ist nicht die Arbeit, die du wirklich machen willst.«

»Ich mache alles, was mir hilft, ein bisschen eigenes Geld zu verdienen«, entgegnete Dominique.

»Aber nicht in einer Kneipe«, stellte Seamus klar, der genau wie Evelyn überzeugter Abstinenzler war und am Revers seines Anzugs die Anstecknadel der katholischen Pioneer Total Abstinence Association trug. »Ich werde niemals dulden, dass du in einem Pub arbeitest. Ich werde dir weiterhin Unterhalt zahlen, bis du etwas Passendes findest.«

»Das ist nicht dasselbe«, erwiderte Dominique. »Und mit dem bisschen Geld kann ich auch nicht viel anfangen.«

»Es ist alles, was dein Vater sich leisten kann«, erwiderte Evelyn streng. »Ich finde, er ist mehr als großzügig.«

»Können wir heuer in Urlaub fahren?«, fragte Dominique, das Thema wechselnd. »Könnten wir nicht nach Mallorca fliegen wie die Familie von Maeve?«

Die Mulligans waren unmittelbar nach Bekanntgabe der Ergebnisse der Schulabschlussprüfung in Urlaub gefahren. Wie Dominique hatte auch Maeve besser abgeschnitten als erwartet. Im Gegensatz zu den Bradys war für die Mulligans diese Tatsache Anlass genug, sich zwei Wochen Urlaub am Mittelmeer zu gönnen.

Evelyn rümpfte die Nase. »Ich verstehe nicht, wieso die dieses ganze schöne Geld zum Fenster rauswerfen. Nur, um zwei Wochen

auf der faulen Haut zu liegen? Wenn sie wenigstens etwas Sinnvolleres damit anfangen würden.«

»Zwei Wochen in der Sonne liegen – für mich klingt das absolut fantastisch«, sagte Dominique sehnsüchtig.

»Also, ich könnte mir nichts Schlimmeres vorstellen«, erwiderte Evelyn. »Warum fragst du nicht mal im Pfarrbüro nach, ob du dich bei Essen auf Rädern nützlich machen kannst?«

»Es ist so verdammt unfair, dass ich einer Familie angehöre, die Lourdes als mögliches Ferienziel in Erwägung zieht«, beklagte sich Dominique eine Woche später bei ihrer Freundin Maeve, nachdem diese aus dem Urlaub zurück war und ihr stolz ihre Fotos von knackigen jungen Männern am Strand von Palma Nova zeigte. »Wir leben in den Achtzigern, nicht mehr in den Fünfzigern! Ich will nach Fuengirola und nicht nach Fatima.«

Maeve gab sich mitfühlend. Sie hatte eine fantastische Zeit auf Mallorca gehabt und ihre erste Liebesbeziehung erlebt, mit einem jungen Engländer, der in der gleichen Ferienanlage wie sie gebucht hatte. Seit sie wieder zu Hause war, hatte sie ihm bereits dreimal geschrieben, auch wenn er bisher keinen ihrer Briefe beantwortet hatte.

Maeve empfand Mitleid für Dominique, die in diesem trostlosen Haus mit den Herz-Jesu- und Madonnenbildern an den Wänden leben musste und mit Eltern wie Evelyn und Seamus, bei denen man jede Minute damit rechnen konnte, dass sie ihren Rosenkranz zückten. Es machte die Sache nicht besser, dass auch ihr Bruder, »der großartige Gabe« (wie die Mädchen in der Schule ihn getauft hatten), sich ebenfalls für diesen ganzen religiösen Kram begeisterte. Und auch wenn Dominique sich noch so sehnlichst ein anderes Leben wünschte oder eine Gelegenheit, es wenigstens einmal ausprobieren zu können, so hatte sie im Grunde keine Chance; wer im Haus der Bradys wohnte, musste sich fügen.

»Du musst dir einen Job suchen«, sagte Maeve mit Bestimmtheit. »Irgendwas. Dann verdienst du eigenes Geld und kannst selbst in Urlaub fahren.«

Dominique nickte. »Ich habe mich bereits x-mal beworben. Banken, Versicherungen, die Gemeindeverwaltung ... aber die lassen sich viel Zeit mit der Antwort, und so viele Leute suchen Arbeit. Ich werde nächste Woche in die Stadt fahren. Mal sehen, vielleicht stellen die großen Geschäfte und Kaufhäuser jemanden ein.«

»Ich habe gehört, dass Cara Bond in die USA gegangen ist«, erzählte Maeve. »Sie hat ein Donnelly-Visum bekommen und arbeitet jetzt in Boston. Und meine Schwester spielt mit dem Gedanken, nach London zu gehen.«

»Im Ernst?« Dominique schaute ihre Freundin überrascht an.

»Es gibt jede Menge gute Jobs in London, richtige Bürojobs«, fuhr Maeve fort. »Und für Lorna wäre das natürlich kein Problem, mit ihrem Diplom und allem. Sie will es zumindest mal versuchen.«

»Siehst du, es zahlt sich eben aus, wenn man eine gute Ausbildung hat.«

»Du hast doch selbst ganz gute Abschlussnoten geschafft«, bemerkte Maeve.

»Ja, schon, aber gehe ich deshalb aufs College? Fehlanzeige. Ich habe einfach nicht richtig darüber nachgedacht, schätze ich. Aber meine Eltern hätten es sich ohnehin nicht leisten können, also hätte es gar keinen Zweck gehabt.« Dominique seufzte tief. »Meine Mutter vertritt die unglaublich altmodische Ansicht, dass eines Tages einer daherkommt, mich heiraten und den Rest meines Lebens für mich sorgen wird!« Dominique verzog das Gesicht. »Wie wahrscheinlich ist das? Mann, wäre das toll, wenn ich nach London gehen und dort einen Job finden könnte. Dann bräuchte ich nicht mehr in dieser Gnadenkapelle zu wohnen.«

Maeve musste lachen. »Wenn wir beide Arbeit finden, könnten wir uns zusammen eine Wohnung nehmen«, schlug sie vor. »Dann können wir tun und lassen, was uns gefällt.«

»Mein Vater würde es niemals erlauben, dass ich mir eine eigene Wohnung nehme«, erwiderte Dominique. »Nicht in Dublin. Nicht, wenn ich zu Hause wohnen könnte.«

»Hey, du bist jetzt schließlich erwachsen«, rief Maeve ihr ins

Gedächtnis. »Du bist letzten Monat achtzehn geworden und kannst selbst entscheiden.«

»Ich wollte, ich würde so empfinden.« Dominique seufzte.

»Ich verspreche es dir«, erwiderte Maeve. »Wir suchen uns einen Job, wir mieten zusammen eine Wohnung, und dann lassen wir es richtig krachen.«

Aber dazu kam es nicht. Obwohl sich die beiden Mädchen wirklich bemühten, fanden sie einfach keine Arbeit. Dominique belegte schließlich einen Sekretärinnenkurs (Evelyn war ebenfalls der Meinung, es würde Dominiques Chancen bei der Jobsuche verbessern, wenn sie tippen könnte, auch wenn sie sich gleichzeitig die Bemerkung nicht verkneifen konnte, dass es ein bisschen viel verlangt war, wenn Eltern nach dreizehn Jahren Schulausbildung weiteres Geld in die Ausbildung ihrer Kinder stecken mussten, damit diese endlich etwas Nützliches lernten), während Maeve zu ihrer Schwester Lorna nach London ging. Lorna hatte eine gute Stelle in der Lloyds Bank gefunden und teilte sich gemeinsam mit zwei anderen jungen Mädchen ein Stadthaus. Wie sie ihrer Schwester geschrieben hatte, gab es noch Platz für eine vierte Mieterin, und in der Bank, in der sie arbeitete, auch noch weitere freie Ausbildungsplätze, und deshalb sollte Maeve schleunigst rüberkommen und ihr Glück versuchen. Das hatte Maeve getan, sie hatte ein Stellenangebot bekommen und es nur allzu gerne angenommen.

Dominique konnte es ihrer Freundin nicht verdenken, dass sie nach London gegangen war, trotzdem vermisste sie sie schrecklich. Emma war zwar immer noch da, doch Dominique empfand ihr, dem einstigen Klassenstar, gegenüber nicht die gleiche Vertrautheit und Ungezwungenheit wie gegenüber Maeve. Dominique hatte den Eindruck, dass alle um sie herum entweder einen Job gefunden hatten (Emma arbeitete in der Kosmetikabteilung von Arnetts, dem größten und ältesten Kaufhaus Dublins) oder aus Irland weggingen, wohingegen sie weder zu der einen noch zu der anderen Gruppe gehörte. Das Problem war, dass sie immer

noch nicht genau wusste, was sie einmal tun wollte, und keine Ahnung hatte, wo ihre Begabungen lagen. Sie war ja nicht dumm – ihre Abschlussnoten waren der beste Beweis dafür –, aber es fehlte ihr an Ehrgeiz. Und es fehlte ihr jegliche Vorstellung davon, was sie eigentlich vom Leben erwartete.

Bisweilen wünschte sie sich, so sein zu können wie Gabriel, der sich so sicher war, dass sein Lebensweg der richtige für ihn war. Doch an den Abenden, wenn sie mit Emma und ihren anderen Freundinnen ausging – gelegentlich trank sie ein bisschen zu viel und hoffte, ihre Eltern würden es am nächsten Morgen nicht bemerken –, wurde ihr bewusst, dass auch sie sich wenigstens einer Sache ganz sicher war: Keinesfalls wollte sie ein Leben der Buße, Armut und Keuschheit führen wie ihr Bruder!

Und dann bekam sie ihren ersten Job, und zwar als Kellnerin in einem Hamburger-Restaurant in der George's Street. Evelyn war einerseits erfreut, dass ihre Tochter endlich eine Arbeit gefunden hatte, andererseits ärgerte es sie, dass deren neu erworbene Kenntnisse in Stenografie und Schreibmaschine nun quasi für die Katz waren. Dominique verdiente jetzt zum ersten Mal Geld, und auch wenn die Bezahlung zu wünschen übrig ließ, durchströmte sie, als sie ihre Lohntüte öffnete, das unbändige Gefühl, endlich unabhängig zu sein.

Am folgenden Vormittag ging sie zu Peter Mark in die Grafton Street, um sich eine neue Frisur verpassen zu lassen, eine, die ein bisschen mehr Pep hatte.

»Zunächst mal muss der Pony ab«, erklärte die Friseurin kategorisch. »Sie können gut etwas Moderneres tragen. Irgendeinen von diesen Schnitten da.« Mit diesen Worten reichte sie Dominique eine Zeitschrift mit Fotos von Kylie Minogue, Bananarama und The Bangles. Dominique betrachtete sie mit einiger Skepsis.

»Vielleicht nicht ganz so ... übertrieben«, sagte sie schließlich, während sie sich die Frisuren anschaute. »Und nicht zu nuttig.«

Die Stylistin seufzte. Es machte ihr Spaß, ihren Kundinnen die

trendigsten Frisuren zu verpassen, doch sie wusste jetzt schon, dass das Mädchen vor ihr für einige ihrer bevorzugten Schnitte ein wenig zu konservativ war. Also gut, sagte sie zu Dominique, sie werde ihr eine Frisur machen, die weniger schrill als die von Cyndi Lauper sei, und sie werde sich alle Mühe geben, dass sie trotzdem gut damit aussehen würde.

»Sie sollten sich auch Kontaktlinsen zulegen«, riet sie ihrer Kundin. »Dann könnten die Leute Ihre Augen sehen. Sie haben hübsche Augen.«

Noch nie hatte ihr jemand gesagt, dass sie hübsche Augen habe. Der Gedanke, ein Merkmal zu haben, das andere Leute hübsch finden könnten, kam unvermutet und freute sie. Sie konnte sich keine Kontaktlinsen leisten, aber immerhin gönnte sie sich eine neue Fassung für ihre Brille – groß, weiß, rechteckig. Die Schönheit ihrer Augen blieb dadurch zwar weiterhin relativ verborgen, doch dafür war die Brille sehr modisch und ein echter Hingucker. Dominique legte sich außerdem noch türkisblauen Lidschatten, einen dunkelroten Lippenstift und hochhackige Schuhe zu. (Jahre später, nachdem sie ihren persönlichen Stil gefunden hatte und wusste, was ihr stand und was nicht, schauderte sie bei dem Gedanken, wie stolz sie auf ihre ersten grellfarbigen Schminkutensilien, ihre übergroße Brille und die alberne Frisur gewesen war.)

Die Arbeit in dem Restaurant gefiel ihr. Sie konnte sich Gesichter gut merken und wusste bald, wer zu den Stammkunden gehörte. Und sie hatte ein gutes Gedächtnis für die Lieblingsgerichte ihrer Gäste und pflegte sie zu fragen, ob sie heute wieder »das Übliche« wünschten, womit sie ihnen das Gefühl gab, willkommen und ein bisschen was Besonderes zu sein. Und sie brachte nie ihre Bestellungen durcheinander.

Und als nun allmählich die Antwortschreiben auf ihre Bewerbungen eintrudelten, von den Banken und Baufirmen und Versicherungsgesellschaften, und wo immer sie sich sonst beworben hatte, und man ihr mitteilte, dass die Stelle inzwischen an »besser geeignete« Bewerber vergeben sei oder dass man sie auf eine War-

teliste gesetzt habe und im Verlauf des Jahres eventuell auf sie zurückkommen werde, empfand sie weder Verzweiflung, noch fühlte sie sich zurückgewiesen. Die Arbeit in dem Restaurant machte ihr Spaß, und sie war glücklich, auch wenn Evelyn sie bedrängte, sich doch einen ordentlichen Bürojob zu suchen.

Ihr Privatleben profitierte ebenfalls, denn nach der Arbeit traf sie sich nun des Öfteren mit jungen Kollegen und Kolleginnen, ging mit ihnen auf einen Drink ins Old Stand oder Bruxelles, gesellige, lebhaftige Pubs, in denen sie sich wohlfühlte. Dominique genoss die Gesellschaft von anderen jungen Menschen, die sie nicht von Kindheit an kannten und keine Ahnung hatten, wie sie als pickliger, unbeholfener Teenager gewesen war. (Sehr zu ihrer Freude waren die Pickel von allein verschwunden, kaum dass sie die Schule verlassen hatte, und auch wenn sie beim Schminken noch nicht ganz den Bogen raus hatte, merkte sie doch, dass sie allmählich so etwas wie einen persönlichen Stil entwickelte.) Sie traf sich nun häufiger mit ihren neuen Freunden statt mit Emma und ihrer alten Clique. Kurzum, Dominique hatte das Gefühl, allmählich aus ihrer Vergangenheit auszubrechen und sich auf den Weg in ihre Zukunft zu begeben.

Evelyn und Seamus waren beide nicht recht glücklich mit dem neuen Lebensstil, den Dominique sich angewöhnte. Was der Sinn und Zweck dieses ganzen Feierns sei, wollten sie wissen. Ihrer Ansicht nach war das Leben eine Reise mit dem Ziel, eine bessere Welt zu erreichen, und deshalb hätten sie es gern gesehen, wenn ihre Tochter ein eher spiritueller Mensch gewesen wäre wie Gabriel und ihre Freizeit genutzt hätte, um gute Werke zu tun, und nicht, um einfach Spaß zu haben. Dominique jedoch war sich darüber im Klaren, dass sie kein spiritueller Mensch war. Und jetzt schon gar nicht mehr, wo sie ihr eigenes Geld verdiente und oft erst lange nach Mitternacht heimkam, ein Umstand, der zu heftigen Streitereien zwischen ihr und ihrer Mutter führte.

Die Bittgebete, die Evelyn vor dem Einschlafen betete, wurden immer umfangreicher und inständiger, besonders wenn Domi-

nique bis zum Morgengrauen wegblieb und Kleidung in den Wäschekorb warf, die nach Rauch und Alkohol roch.

»Ehrlich, dafür kann ich nichts«, versicherte sie, als ihre Mutter ihr wieder einmal Vorhaltungen machte. »Ich trinke den ganzen Abend lang höchstens ein, zwei Drinks, und ich rauche nie. Ich weiß nicht, weswegen du dich so aufregst.«

Evelyn wies ihre Tochter darauf hin, wie schnell Ausschweifungen zur Gewohnheit werden könnten und wie gefährlich es sei, zu viel zu trinken, weil man nie wisse, wo das alles hinführen würde. Und natürlich sei es eine Sünde, ermahnte Evelyn Dominique besonders nachdrücklich, vor der Ehe Sex zu haben, außerdem würde kein Mann sie mehr nehmen, wenn sie eine Frau mit Vergangenheit wäre. Dominique schaute ihre Mutter irritiert an. Sie glaube nicht, dass Gott seine Zeit damit verbringen würde, ihr Sexualleben zu überwachen, erwiderte sie schnippisch, doch falls dem tatsächlich so wäre, dann könne mit IHM garantiert irgend etwas ganz Entscheidendes nicht in Ordnung sein, und außerdem habe sie keine Vergangenheit. Leider, dachte Dominique bisweilen. Abgesehen davon, dass sie nach ihren nächtlichen Kneipenbesuchen ein paarmal mit Männern herumgeknutscht hatte, hatte sie bisher noch nie mit einem von ihnen geschlafen. Auch wenn sie wusste, dass ihre Angst völlig irrational war, wurde sie dennoch die Vorstellung nicht los, dass ein göttlicher Blitzstrahl sie umgehend treffen würde, wenn sie sich von einem Mann entjungfern ließe, den sie kaum kannte.

An einem Freitag, als Brendan Delahaye zum dritten Mal in den American Burger kam, um dort Mittag zu essen, bediente Dominique ihn. Sie wusste, dass er ein Stammgast war, auch wenn er bisher noch nie an einem ihrer Tische Platz genommen hatte, und so schenkte sie ihm dieses strahlende Lächeln, bei dem sich ihre Grübchen zeigten und das im Übrigen mehr für ihr Aussehen tat, als es die neue Frisur und das dramatische Augen-Make-up vermocht hätten.

»Champignon-Burger, gut durchgebraten«, sagte er mit dem weichen Akzent der Grafschaft Cork. »Und damit meine ich wirklich gut durch, nicht nur angesengt. Geradezu verkohlt.«

»Ein Champignon-Burger. Verkohlt«, wiederholte Dominique.

»Dazu eine Extraportion Pommes und ein Glas Milch.«

Ihre Hand mit dem Stift verharrte unschlüssig über ihrem Notizblock. »Milch?«

»Ja, Milch. Das weiße Zeug von der Kuh.«

»Ach du meine Güte, gut, dass Sie mir das gesagt haben. Ich hätte sonst nicht gewusst, wovon Sie reden.« Sie lächelte ihn weiter an, ohne sich im Geringsten durch ihn eingeschüchtert zu fühlen, wie das bisweilen bei anderen Kunden der Fall war, denn er hatte ein offenes, freundliches Gesicht. Außerdem war er vom Land, und es wusste schließlich jeder, dass die Dubliner jedem Iren, der nicht in der Hauptstadt lebte, haushoch überlegen waren. »Ich fand einfach, dass Sie nicht der Typ sind, der Milch trinkt, das ist alles.«

»Oh.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaute sie an. »Und welcher Typ bin ich dann Ihrer Meinung nach?«

Sie musterte ihn nachdenklich. Obwohl er saß, sah sie sofort, dass er von großer, kräftiger Statur war. Wahrscheinlich Ende zwanzig, schätzte sie, also ein gutes Stück älter als sie. Hochgewachsen und breitschultrig. Ein markantes Gesicht, leicht wettergegerbt. Hellbraunes gelocktes, gegeltes Haar. Tiefblaue Augen. Die sie nun genauso aufmerksam betrachteten wie sie ihn.

»Rugbyspieler«, sagte sie schließlich. »Biertrinker.«

»Rugby!« Er schnaubte verächtlich. »Das ist doch ein Spiel für Weicheier! Für einen richtigen Kerl kommt nur Gaelic Football infrage.«

Sein Akzent war noch ein bisschen deutlicher geworden, und Dominique musste sich beherrschen, um nicht zu grinsen.

»Und zum Trinken kommt nur Milch infrage?«, erwiderte sie keck. »Vorzugsweise von der eigenen Kuh?«

Einen kurzen Moment lang schaute er sie verblüfft an, dann

brach er in schallendes Gelächter aus, sodass die Gäste an den Tischen um sie herum die Köpfe in ihre Richtung drehten.

»Während der Arbeit, ja«, erwiderte er. »Ich trinke gern Milch. Aber ich habe keine eigene Kuh. Zumindest nicht hier in Dublin.«

»Wo arbeiten Sie denn?« Sie wusste, sie sollte sich beeilen und endlich seine Bestellung aufnehmen – im Restaurant herrschte reger Betrieb, und alle ihre Tische waren besetzt –, aber sie genoss dieses kleine Geplänkel mit ihm.

»Auf der Baustelle auf der anderen Seite von St. Stephen's Green«, erzählte er ihr.

Sie nickte bestätigend. Ein neues Bürogebäude wurde dort gerade errichtet. Wie sie in der Zeitung gelesen hatte, ging es mit der Wirtschaft endlich bergauf, sodass in der Hauptstadt allmählich ein echter Mangel an Büroräumen herrschen würde. Dominique konnte dieser Prognose jedoch nicht so recht Glauben schenken, denn sie selbst hatte noch immer kein besseres Stellenangebot bekommen, aber natürlich hoffte sie, dass sie stimmte.

»Aha, einer, der Mörtelkübel schleppt.«

»Mein Gott, Mädchen, Sie wissen wirklich, wie man einen Kerl niedermacht. Das hört sich ja an, als wäre ich eine totale Niete. Zugegeben, ich arbeite auf einer Baustelle. Aber sobald ich mit diesem Job fertig bin, mache ich mich selbstständig und gründe mein eigenes Baugeschäft.«

»Ach, wirklich?« Sie schaute ihn erstaunt an.

»Garantiert«, erwiderte er. »Das ist das einzig Wahre, wenn man es zu etwas bringen will im Leben. Die Wirtschaft in diesem Land wird bald boomen, und wenn man einen eigenen Betrieb hat, kann man richtig viel Kohle machen.«

»Was wollen Sie denn bauen?«

»Wohnhäuser«, antwortete er. »Jede Menge Wohnhäuser. Und ich werde mich dabei dumm und dämlich verdienen.«

Sie lachte. »Ich hoffe, Sie finden auch die entsprechenden Käufer dafür.«

»Worauf Sie sich verlassen können«, erwiderte er zuversichtlich.

»Alles in Ordnung?« Kirsten Jacobs, ihre Vorgesetzte, näherte sich ihrem Tisch und musterte Dominique mit einer gewissen Verärgerung.

»Aber sicher«, erwiderte der Gast. »Ihre Bedienung kann nichts dafür, ich habe sie aufgehalten. Ich war mir unschlüssig, welches Getränk ich nehmen soll. Wissen Sie was«, sagte er dann, an Dominique gewandt, »ich nehme gleich zwei Glas Milch.«

Kirsten schaute verwirrt von dem einen zum anderen und runzelte die Stirn.

»Sind Sie sicher?«, fragte Dominique.

Er nickte bestätigend.

»Kommt sofort«, sagte Kirsten rasch, da Dominique zögerte.

Als Dominique mit einem Glas Milch in jeder Hand an den Tisch zurückkam, entschuldigte er sich wegen des kleinen Ärgernisses, das sie mit ihrer Vorgesetzten gehabt hatte.

»Tut mir leid, Domino«, sagte er.

»Was haben Sie da eben gesagt?« Sie war völlig perplex.

»Domino«, wiederholte er grinsend. »Das ist mir eingefallen, als Sie eben wieder an meinen Tisch kamen, ganz in Schwarz, mit ihrer weißen Brille und den Gläsern mit der Milch. Wie ein kleiner Domino. Domino ist ein schönes Spiel. Um es gut zu spielen, braucht man Glück und Voraussicht und die Bereitschaft, etwas zu wagen.«

»Das ist geradezu unheimlich.« Langsam stellte sie die beiden Gläser vor ihn auf den Tisch.

»Ach woher. Dieses Spiel gibt's schon ewig«, erwiderte er.

»Nein, das meine ich nicht. Ich meine – wie Sie mich eben genannt haben. Das ist ... das ist fast mein Name.«

»Tatsächlich?«

Sie nickte. »Ich heiße Dominique.«

»Ich bevorzuge Domino«, erwiderte er. »Das passt besser zu Ihnen.«

»Warum?«, wollte sie wissen.

»Oh, weil ich denke, dass Sie jemand sind, der bereit ist, auch mal etwas zu wagen.«

»Kommt ganz darauf an, wie gewagt es ist«, erwiderte sie.

Er lachte.

»Wie heißen Sie denn?«, fragte sie.

»Brendan«, antwortete er.

»Das ist ja nicht gerade ein gewagter Name«, witzelte sie und ging dann wieder, um seinen Burger und die Pommes zu holen.

Sie hatte eigentlich erwartet, dass sie ihr Geplänkel fortsetzen würden, doch als sie zurückkam, hatte er seine Zeitung aufgeschlagen und sich in den Sportteil vertieft. Er hob nur kurz den Kopf, um ihr zu danken, fing jedoch kein neues Gespräch an. Irgendwie war sie enttäuscht. Aber eine Weile später, als er das Restaurant verließ, winkte er ihr zum Abschied zu und sagte: »Bis demnächst, Domino«, doch weil sie in dem Moment gerade damit beschäftigt war, eine neue Bestellung aufzunehmen, konnte sie ihm nicht einmal antworten.

Kapitel 2

Brendan kam immer freitags, und jedes Mal setzte er sich an einen ihrer Tische. Nie bestellte er etwas anderes als den Champignon-Burger, verkohlt, selbst im Dezember, als sie ihn dazu überreden wollte, den Weihnachts-Spezial-Burger mit Truthahn und Preiselbeeren zu probieren. Auf ihren Vorschlag hin hatte er sie geradezu schockiert angesehen und gemeint, er sei sehr zufrieden mit seinem Champignon-Burger und sie brauche sich in Zukunft nicht mehr die Mühe zu machen, ihm irgendetwas anderes vorzuschlagen. Jedoch gefiele es ihm, dass die Kellnerinnen im American Burger in der Weihnachtszeit Nikolausmützen trügen. Ihr stehe diese Mütze besonders gut, fügte er hinzu, und sie sei das hübscheste Mädchen in dem ganzen Lokal, woraufhin sie bis in die Wurzeln ihrer frisch gestylten Haare errötete.

»Ich habe etwas für Sie«, sagte Brendan am letzten Freitag vor Weihnachten, als sie ihm die Rechnung brachte.

Sie schaute ihn verdutzt an, als er ein kleines, hübsch in Geschenkpapier verpacktes Schächtelchen auf den Tisch legte.

»Na los«, ermunterte er sie. »Packen Sie es ruhig aus.«

»Wirklich?«

»Aber sicher.«

Rasch schweifte ihr Blick durch das Lokal, doch niemand schaute zu ihnen her. Also nahm sie die Schachtel, riss die Goldfolie auf und hob den Deckel an. Dominique fiel aus allen Wolken, denn darin lag eine zierliche Korallenkette.

»Fröhliche Weihnachten, Domino«, sagte er.

»Ich kann das nicht annehmen.« Voll Bedauern und etwas befremdet schaute sie ihn an. »Das ist ... na ja ... ich darf das nicht.«

»Und wieso nicht?«

Dominique war ganz durcheinander.

»Ich habe die Kette extra für Sie gekauft«, fuhr er fort. »Es hat also gar keinen Sinn, sie nicht anzunehmen.«

»Sie ist wirklich wunderschön«, erwiderte sie. »Aber ich fürchte, dass es mir nicht erlaubt ist, Geschenke von Gästen anzunehmen.«

»Ich verstehe nicht, wieso das ein Problem sein soll«, erwiderte er. »Meinen Sie, es wäre für Sie einfacher, ein Geschenk von jemandem anzunehmen, mit dem Sie privat verabredet sind?«

»So etwas wäre kein Problem – oh!« Sie riss erschrocken die Augen auf, aber er lachte.

»Um welche Zeit machen Sie hier Schluss?«

»Heute wird es bestimmt nicht vor zehn Uhr sein.«

»Würden Sie denn, wenn Sie hier fertig sind, mit mir noch was trinken gehen?«

Dominique schaute ihn mit großen Augen an. Sie mochte Brendan Delahaye. Er war der erste Mann, bei dem sie keinerlei Anstrengungen unternommen hatte, ihm zu imponieren, weil er ja schließlich Gast und sie Kellnerin war und sie ihn nicht in der gleichen Weise betrachtete wie andere Männer; Letztere waren für sie etwas rätselhafte Wesen, deren Gedankengänge ihr im Grunde fremd blieben und in deren Gegenwart sie das Gefühl hatte, sich verstellen zu müssen. Überdies war Brendan ein erwachsener Mann, älter und (auch wenn er kein Dubliner war) klüger als sie.

»Sie wollen mir doch nicht etwa einen Korb geben?« Er schaute sie fragend an. »Ich hoffe nicht. Ich musste all meinen Mut zusammennehmen, um Sie zu fragen.«

»Das glaub ich nicht.« Sie kicherte verlegen.

»Aber gewiss doch. Ein hübsches Mädchen wie Sie. Ich habe in mich reingehorcht und zu mir gesagt, Brendan, du wirst am Boden zerstört sein, wenn sie Nein sagt.«

»Stimmt das wirklich?«

»Ja.« Seine Stimme wurde leise. »Das wäre ich ganz bestimmt.«

»In diesem Fall sollte ich wohl besser Ja sagen.« Sie lächelte.



Sheila O'Flanagan

Bis das Glück mich findet

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47821-7

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2013

Manchmal bringt ein Neuanfang das große Glück ...

Ihre strenge, frömmelnde Mutter hat sie zu einem unsicheren Mauerblümchen erzogen. Doch mit 19 Jahren gelingt es Dominique, aus dieser grauen Welt auszubrechen. Sie sorgt für einen Skandal, als sie von dem Bauarbeiter Brendan schwanger wird und ihn heiratet. Ihr Mann steigt jedoch bald zum erfolgreichen Unternehmer auf, und aus der unscheinbaren Dominique wird ein Liebling der Klatschpresse, die bezaubernde »Domino«. Bis Brendans Firma bankrottgeht, er sich heimlich davonmacht und seine Frau mit einem Scherbenhaufen zurücklässt. Doch Dominique hat inzwischen gelernt, für ihr Glück zu kämpfen.